

- Opitz-Belakhal, Claudia. 1990. *Evatöchter und Bräute Christi. Weiblicher Lebenszusammenhang und Frauenkultur im Mittelalter*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Opitz-Belakhal, Claudia. 1985. *Frauenalltag im Mittelalter. Biographien des 13. und 14. Jahrhunderts*. Weinheim/Basel: Beltz.
- Pagels, Elaine Hiesey. 1979. *The Gnostic Gospels*. New York: Random House.
- Pagels, Elaine Hiesey. 1976. »What Became of God the Mother? Conflicting Images of God in Early Christianity«. *Signs. Journal of Women in Culture and Society* Vol. 2: 293–303.
- Schlosser, Jaques. 2001. »Vaterschaft Gottes. I. Religionsgeschichtlich«. In *Lexikon für Theologie und Kirche. Band 10*, hrsg. von Walter Kasper u. a., 544–45. Freiburg u. a.: Herder.
- Spangenberg, Nina. 2012. *Liebe und Ehe in den erzählenden Werken Hartmanns von Aue*. Frankfurt am Main u. a.: Lang.
- Spieß, Karl-Heinz. [1993] 2015. *Familie und Verwandtschaft im deutschen Hochadel des Spätmittelalters. 13. bis Anfang des 16. Jahrhunderts*. Stuttgart: Steiner.
- Stange, Carmen. 2011. »Gehabe dich als ein man, / lâ din wîplich weinen stân. Rollenerwartungen, Rollenerfüllungen und Rollenbrüche im Gregorius Hartmanns von Aue«. In *genus & generatio. Rollenerwartungen und Rollenerfüllungen im Spannungsfeld der Geschlechter und Generationen in Antike und Mittelalter*, hrsg. von Hartwin Brandt u. a.: 241–68. Bamberg: University of Bamberg Press.
- Strohschneider, Peter. 2000. »Inzest-Heiligkeit. Krise und Aufhebung der Unterschiede in Hartmanns ›Gregorius‹«. In *Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters*, hrsg. von Christoph Huber, Burghart Wachinger und Hans-Joachim Ziegler, 105–33. Tübingen: Niemeyer.
- Warning, Rainer. 2011. »Berufungserzählung und Erzählerberufung. Hartmanns Gregorius und Thomas Manns Der Erwählte«. *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 85: 283–334.

»WAS MACHEN EIGENTLICH MENSCHEN OHNE ANGEHÖRIGE IN DERARTIGEN SITUATIONEN?«

Krankenpflege, Selbstsorge und Gender in Krebsberichten von Angehörigen

Diego León-Villagra

Abstract

Der Beitrag untersucht anhand aktueller Texte von Zsuzsa Bánk, Charlotte Link und Mely Kiyak Sorge und Selbstsorge in autobiographischen Krebsberichten von Angehörigen. Im Fokus stehen dabei die Gegenüberstellung bezahlter und unbezahlter Sorgearbeit, der mit Care-Verpflichtungen einhergehende *mental load*, das Verhältnis von Sorge- und Erwerbsarbeit sowie das (auto-)biographische Schreiben selbst als Sorge- und Selbstsorgepraktik. Diese verbindenden Topoi verdeutlichen kollektive und exemplarische Dimensionen der Literatur für Care-Diskurse und ihr politisches Potenzial, Geschlechterverhältnisse, Praktiken und Systeme der Sorge auch dort sichtbar zu machen, wo diese nicht explizit reflektiert werden.

I.

Seit den 1970er Jahren ist eine Tradition autobiographischer Krebsberichte in der deutschsprachigen Literatur nachweisbar, die im Spiegel ihrer besonders kanonisierten, kommerziell erfolgreichen und von der Literaturwissenschaft fokussierten Werke von Fritz Zorn bis Wolfgang Herrndorf als ungewöhnlich stark von männlichen Autoren geprägte Gattung erscheint. Obwohl bedeutende Werke dieser Gattung von Autorinnen stammen, wurden weibliche Perspektiven auf Krankheit von der Literaturwissenschaft bislang kaum beachtet und von der Literaturkritik durch eine Infragestellung ihrer Literarizität gegenüber den Publikationen von Autoren systematisch entwertet, wobei ein bemerkenswertes Interesse vonseiten der Medien für Auflagen, Konditionen und Honorare nachweisbar ist. Ein Beispiel bietet der Diskurs um Hildegard Knefs *Das Urteil* (1975; vgl. León-Villagrà 2021), zu dem Geno Hartlaub (1975) schrieb, sein Thema sei zwar »durchaus literaturfähig – [...] [a]ber dieses Buch ist keine Literatur.« Diese Entwertung, die dem von Joanna Russ in *How to Suppress Women's Writing* (1983) beschriebenen Muster präzise folgt, ist in der deutschsprachigen Literatur historisch angelegt – allen kanonischen fiktionalen Werken über Krebs bis Mitte des 20. Jahrhunderts ist die Thematisierung spezifisch weiblicher Krebserkrankungen gemein, der männliche Ärzte entgegentreten:

Es geht immer schon und immer auch um »Frauenkrankheiten«. Alle [...] Frauen erkranken jeweils an einem also keineswegs beliebigen Körperorgan, sondern der Krebs befällt sie eben am weiblichen »Abdomen«. Er befällt sie, heißt das, an Organen, an denen ein Mann nie und nimmer erkranken könnte. (Elsaghe 2010, 509)

Während Thomas Couser den Ende der 1970er Jahre beginnenden Erfolg autobiographischer Krankheitstexte, besonders von Frauen, und das damit quantitativ und qualitativ ausweisbare Publikumsinteresse an Er-

krankungen anderer als Zeichen von Empathie, einer funktionierenden Gesellschaft und als »sign of cultural health« (Couser 1991, 65) bewertete, diagnostizierte er auch im englischsprachigen Raum eine »suppression of bodily illness as a literary subject [...] related to the valorization of ›male‹ over ›female‹ experience« (ebd., 68).

Sorge- und Selbstsorgepraktiken spielen bereits in Berichten unmittelbar Betroffener eine eminente Rolle. Sie bilden den zentralen Topos in autobiographischen Berichten über Krankheit und Sterben aus der Perspektive Angehöriger, die derzeit eine bemerkenswerte Konjunktur erleben, deren Traditionslinien in der Moderne jedoch mindestens bis Simone de Beauvoirs Beschreibung des Sterbens ihrer Mutter an Krebs in *Une mort très douce* (1964) zurückreichen.

Sorgearbeit wird bis heute zum größten Teil im Privaten und von Frauen geleistet. Auch in der Literatur sind es fast ausschließlich Autorinnen, die Care-Arbeit thematisieren. Die wenigen Texte, in denen Autoren über Krankheits- und Sterbeprozesse schreiben, sind deutlich stärker auf das in diesem Fall dezidiert maskuline schreibende Subjekt, seine Trauer und Verarbeitungsstrategien fokussiert, wohingegen explizite Care-Arbeit sich darin, wo sie überhaupt eine Rolle spielt, vor allem als Beschreibung und Reflexion fremder, meist von Frauen geleisteter Arbeit findet; als Beispiel sei nur auf Georg Diez' *Der Tod meiner Mutter* von 2009 verwiesen.

Gerade die Darstellung der Geschlechterverhältnisse muss dabei im Kontext einer allgemein noch immer vorherrschenden Vorstellung interpretiert werden, »Sorgearbeit sei eine private Entscheidung und Angelegenheit«, wobei diese »eine der Hauptursachen dieser mangelnden Wertschätzung und ungleichen Verteilung« (Schnerring und Verlan 2020, 94) sei. Dabei wird die Entwertung literarischer Krankheitsberichte von Frauen, die Sorgearbeit stärker thematisieren, entscheidend von der Einordnung von Sorgearbeit in den »Bereich des Privaten« und folglich »gesellschaftlich nicht relevante[r], da nicht bezahlte[r] Arbeit« (Rössler 2001, 49) geprägt. Die Veröffentlichung entsprechender Texte gewinnt dadurch auch eine politische Komponente.

Anhand eines *close reading* dreier exemplarischer Beispiele der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur – (I.) Zsuzsa Bánks *Sterben im Sommer* (2020), (II.) Charlotte Links *Sechs Jahre. Der Abschied von meiner Schwester* (2014) und (III.) Mely Kiyaks *Herr Kiyak dachte, jetzt fängt der schöne Teil des Lebens an* (2013) – möchte ich mich der Narration von Krankenpflege und Selbstsorge und ihrer Reflexion in dieser Textgattung nähern.

Zeigen möchte ich, dass ihr besonderes Potenzial gerade darin liegt, auch dort Geschlechterverhältnisse, Praktiken und Systeme sichtbar zu machen, wo diese weder explizit angesprochen noch reflektiert werden. Der Prämisse von Aulenbacher und Dammayr folgend, dass sich »[a]m Zustand der Selbst- und Fürsorge [...] der Zustand der Gesellschaft ablesen« lässt (Aulenbacher und Dammayr 2014, 10), eröffnen literarische Texte einerseits einen Diskursraum des Subjektiven und Individuellen, »[p]ersönliche Erzählungen« bergen aber gleichzeitig »auch eine kollektive Dimension [...], wenn sie nämlich mit leitenden oder großen ›kulturellen Schlüsselszenarien‹ verknüpft sind« (Illouz [2008] 2015, 290).

Diese ›kollektive Dimension‹ als Potenzial literarischer Texte in aktuellen Care-Diskursen soll im Folgenden anhand gemeinsamer Topoi aufgezeigt werden. Gleichzeitig soll das Schreiben selbst als performative Sorge- und Selbstsorgepraktik herausgestellt werden, die nicht allein für den »Menschen, der im Sterben liegt, [...] Erkenntnisgewinn, Entlastung, Katharsis, Bestärkung, Stütze, Trost bringen« kann (Lange 2017, 277, 283), sondern auch für Angehörige.

Dem möchte ich eine pragmatische Definition von Sorge zugrunde legen, die alle bezahlten und unbezahlten reproduktiven Praktiken physischer und psychischer Fürsorge und Selbstsorge berücksichtigt, »aber auch Achtsamkeit, Obhut, Pflege und Umsicht« (Moser 2021) und das ›Sich-Sorgen‹ als *mental load*. Diese ›Last der Verantwortung‹, die mit Care-Verpflichtungen einhergeht, ist im Begriff der Sorge bereits angelegt, definiert doch schon Krünitz' *Oekonomische Encyclopädie* ›Sorge‹

als »mit Unruhe verbundene[!] anhaltende Richtung des Gemüths auf die Abwendung eines Uebels oder Erlangung eines künftigen Gutes« (o.V. 1833, 44).

II.

Sorge, ihre Phantasmen, ihre enttäuschten und imaginierten Ansprüche, ihre Reflexion und ihr Geschlechterverhältnis spielen im Werk von Zsuzsa Bánk eine bedeutende Rolle: Ihr literarisches Debüt *Der Schwimmer* (2002), das vom heimatlosen Umherstreifen eines Vaters und seiner Kinder durch das Ungarn der 1950er Jahre erzählt, nachdem die Mutter die Familie ohne Vorwarnung verlassen hat, um in den Westen zu fliehen, kreist um die Care-Verpflichtungen der absenten Mutter, die auf der Strecke bleiben oder nur notdürftig von anderen Frauenfiguren übernommen werden; auch *Schlafen werden wir später* (2017) thematisiert Sorge und ihre Geschlechterverhältnisse, wobei die autofiktional angelegte Protagonistin, die einer kinderlosen Freundin von ihrem Leben mit drei Kindern berichtet, »jeden Tag darum [kämpft], in ihrem Leben nicht unterzugehen« (Bánk 2017, Klappentext) und von ihrem Ehemann nur wenig Hilfe zu erwarten hat.

In *Sterben im Sommer* (2020) erzählt Bánk von der Krankheit, den Krankenhausaufenthalten und dem Tod ihres Vaters, wobei sie in einem Radiointerview den autobiographischen Charakter des Texts als »eine Art Trauertagebuch, oder Memoir, Journal« (Westphal 2020) betont. Nachdem sich der Gesundheitszustand ihres Vaters auf der Fahrt »in seinen Ungarnsommer« (Bánk 2020, 9) kontinuierlich verschlechtert und ihre Cousine ihr »verbietet [...], ihn in ein ungarisches Krankenhaus zu bringen« (ebd., 10), beginnt eine Odyssee durch österreichische Krankenhäuser bis ins Höchster Klinikum in Frankfurt am Main. Bánk folgt ihrem Vater und dokumentiert diese Wege für Angehörige ohne Deutschkenntnisse: »[I]ch fotografiere jeden Abzweig, jeden Pfeil und

jedes Schild mit dem Handy, ich will den Weg bis zum Krankenbett Schritt für Schritt an meine Verwandten schicken« (ebd., 25).

Trauer- und Care-Arbeit dezidiert weiblicher Angehöriger sind ein zentrales Element der Erzählung – neben den Care-Verpflichtungen Bánks gegenüber ihrem Vater wäre auch auf die Verpflichtungen ihrer Cousine gegenüber ihrer dementen Mutter oder auf die Anekdote zu verweisen, dass es gerade ihre Großmutter war, die für die in Ungarn zurückgelassenen Kinder Impfstoff »von ihrem ersten in Deutschland verdienten Geld gekauft und mit der Post geschickt« hatte (ebd., 12). Bereits der Textanfang thematisiert ausdrücklich Erinnerungen von Bánks Mutter an den Tod ihres eigenen Vaters in Ungarn und ihre Reise dorthin im Winter 1973: »Meine Mutter weint nach all diesen Jahren noch um ihren Vater, meine Cousine und ich, wir weinen nach all diesen Jahren noch um unseren Großvater« (ebd., 9).

Die im Text dargestellten Care-Praktiken gehen damit weit über Krankenpflege und Trost hinaus. Sie umfassen »das Auskunftgeben und Vertrösten der Verwandten« (ebd., 68), die Besprechung von Diagnose und Symptomen, zusätzliche Verpflegung, die Begleitung »zu den Fachärzten, zu seinem Hausarzt [...], zu jeder Untersuchung, jedem Gespräch« (ebd., 38) sowie bürokratische Hürden. Bánk betont rückschauend ihre »zunehmende, manchmal eskalierende Erschöpfung, die Anstrengung und Anspannung ohne Pause« (ebd., 197), wobei auch das »Warten, das viele Warten« (ebd., 39) einen essenziellen Teil ihrer Care-Verpflichtungen darstellt.

Bánks Ideal, nach der »Vorwarnung« der Diagnose »die Zeit zu nutzen« (ebd., 38), bringt dabei einerseits berufliche und soziale Nachteile mit sich – man muss »[d]as Studium unterbrechen, Großstadt und Arbeit aufgeben, in den Heimatort zurückkehren und in den letzten Monaten da sein« (ebd., 160). Andererseits aber belastet es zusätzlich psychisch, als Bánk dem aus Selbstsorge, »Selbstschutz oder Abwehr« (ebd., 83) nicht gerecht werden kann: »Es ist die eine Woche, die an mir frisst, in der ich ihn nicht besucht [...] habe« (ebd., 141). Dabei fokussiert

sie auch die sich verändernde Rolle der Tochter. Darauf macht bereits der Klappentext aufmerksam: »[D]ie Tochter setzt sich ans Krankenbett. [...] Wie verändert sich jetzt das Gefüge der Familie, und wie verändert sie sich selbst?« (ebd., Klappentext) Das Sorgeverhältnis zwischen Bánk und ihrem Vater wendet sich um: »Ich erinnere mich an das erste Morphiumpflaster, das ich meinem Vater aufklebte, und ich wusste, jetzt lief die Zeit für uns anders« (ebd., 196). Pflegekritik findet sich bei Bánk vor allem in der Frage nach Entlastung durch professionelle Anbieter:innen, wobei bezahlte (und damit: bürokratisierte) und unbezahlte Sorgearbeit gegenübergestellt werden; kritisch berichtet Bánk etwa von der Beratung durch die »Frau vom Sozialdienst« (ebd., 87):

[E]rstens, Feststellung der Pflegestufe, zweitens, Bestellung des Pflegedienstes, drittens, Prüfung der Pflegestufe nach wenigen Wochen, viertens, Bestätigung der Pflegestufe oder aber neue Einstufung [...] Was gibt es in dieser Pflegestufe? Zwei Minuten Pflegebesuch am Tag? Dann wäre meine Mutter 23 Stunden und 58 Minuten allein für meinen Vater verantwortlich, eine Achtzigjährige, die in jüngster Zeit viel von ihrer Kraft verloren hat. (ebd., 80 f.)

Obwohl es bei Bánk mit dem Tod ihres Vaters nicht mehr zur gefürchteten »Verhandlungsstrecke mit der Krankenkasse« (ebd., 81) um Pflegestufen kommt, enden die Care-Verpflichtungen der Angehörigen nicht mit dem Tod. Sie muss »das Grab aussuchen, die Platte, die Blumen. Wir mussten Formulare unterschreiben, Sterbeurkunden verschicken, Schubladen, Schränke und Ordner durchforsten, Verträge kündigen« (ebd., 157), wobei das gemeinsame »aufräumen, abräumen, wegräumen, ausräumen, leerräumen« (ebd., 108) als kollektive Sorgepraktik empfunden wird, aber auch die Erinnerungsarbeit selbst, die sich im Schreiben manifestiert: Von Anfang an wird die Narration mit extensiven Erinnerungen an Ungarn, die Flucht der Eltern 1956 und deren Neuanfang in Deutschland verbunden. Epitextuell stellte Bánk in diesem Kontext die Wichtigkeit von prä- und postmortalen Care-Praktiken sowie Ritualen

für die eigene Trauerbewältigung besonders heraus (vgl. u. a. Westphal 2020). Diese Selbstsorgepraktiken, zu denen auch Aufräum- und davon angestoßene Erinnerungsarbeiten nach dem Tod des Vaters gehören, werden im Text selbst explizit als Arbeit reflektiert: »Ich fing an, es hinzunehmen. Viel Arbeit steckte darin, viel Hingabe« (Bánk 2020, 197).

Die Frage nach dem Bestattungsort des Vaters, der »in Ungarn begraben sein [will]«, nimmt hierbei eine besondere Position ein, verdeutlicht diese Frage doch das schwierige Verhältnis von Patient:innenautonomie und Selbstsorgepraktiken Angehöriger: »Wer bleibt, entscheidet. Die Vorstellung ist grausam, sein Grab wäre mehr als tausend Kilometer entfernt. Wie hatte er sich das gedacht? Heimerde, ja. [...] Aber wir?« (ebd., 178) Gerade die letzte Frage verdeutlicht, wie unsicher der Boden ist, auf dem dieses Verhältnis ausgehandelt wird.

III.

In *Sechs Jahre. Der Abschied von meiner Schwester* (2014) erzählt die 1963 geborene Thriller-Autorin Charlotte Link die letzten Lebensjahre ihrer Schwester Franziska. Bereits im *Vorwort* fragt sie: »Warum dieses Buch?« und legitimiert die Publikation mit einer Bitte der Schwester: »›Wenn das alles hier hinter uns liegt, musst du darüber schreiben!‹ Ich versprach ihr, dass ich das tun würde« (Link 2014, 5). Das (auto-)biographische Schreiben erscheint hierbei in dreifacher Weise als Sorgepraktik: als Dienst an der Schwester, Strategie der Trauerbewältigung und Sinnstiftung sowie Aufklärungstext, um »anderen Betroffenen mit unserer Geschichte zu helfen [...]. Dieses Buch möchte [...] Mut machen« (ebd., 7).

Auch bei Link wird Care aus der Perspektive der Angehörigen zum bestimmenden, meist nur implizit verhandelten Topos der Krankheits-erfahrung, deren Kollektivität hervorgehoben wird: »Unsere ganze Familie kämpfte an ihrer Seite« (ebd., 5). Neben der Unterstützung bei Alltagstätigkeiten, Krankenpflege, Trost und intensiver Betreuung wäh-

rend Klinikaufenthalten steht die Recherche nach Ärzt:innen und Therapiemöglichkeiten im Vordergrund.

Bemerkenswert ist die Aufgabenverteilung innerhalb der Familie und die Art und Weise, wie ihr Geschlechterverhältnis im Text gerade *nicht* reflektiert wird. Link ist nur sonntags von anderen Care-Verpflichtungen frei, wenn ihr Ehemann anwesend ist und sie »problemlos weg[kann]« (ebd., 11). Ihre Mutter, die mehrfach innerhalb Deutschlands umzieht, um ihre Töchter zu unterstützen, »lamentiert nicht, jammert nicht. [...] Mein Vater wird ihr den Rücken freihalten, indem er zuhause bleibt und sich um die Tiere meiner Eltern kümmert.« (ebd., 45 f.) Mutter und Schwester springen ein, weil Franziskas Mann »beruflich derart im Stress [steckt]« (ebd., 46). Während Links Schwester in Frankfurt a. M. behandelt wird, bleibt er zuhause, »versorgt zwei Kinder und jede Menge Tiere und muss zudem jeden Tag seiner beruflichen Tätigkeit nachgehen« (ebd., 108 f.).

Unterstützt wird er zunächst von Links »siebzehnjährige[r] Mutter«, die dort »einen Haushalt mit Kleinkind, Teenager, drei Hunden, zwei Katzen und drei Enten managt und nebenher als Hilfskrankenschwester und Seelsorgerin im Krankenhaus Dienst am Bett ihrer Tochter tut« (ebd., 62), dann übernimmt auch Link – trotz großer Schwierigkeiten, Lohn- und Sorgearbeit zugleich gerecht zu werden – zeitweise »die Abläufe im Haus [ihrer] Schwester« (ebd., 63), als »[z]um ersten Mal in den ganzen sechs Jahren« ihre »Mutter aus[fällt]. Das verstärkt bei uns allen die Unsicherheit, denn bislang war sie diejenige, die alles am Laufen hielt« (ebd., 261). Franziskas erwachsener Sohn macht zu dieser Zeit eine Sprachreise. Nicht nur, dass der größte Teil notwendiger Sorgearbeiten im Text von Frauen geleistet wird und dieses ungleiche Geschlechterverhältnis ebenso wie bei Bánk nicht reflektiert wird; Sorgeleistungen männlicher Angehöriger werden bei Link betont:

Zum Glück unterstützt mich Klaus nach Kräften, holt unsere Tochter von der Schule ab und nimmt sie zu sich ins Büro. Früher als sonst geht er dann

nach Hause, lässt die Hunde raus und füttert sie. Übernimmt Tierarztbesuche, kauft Lebensmittel ein und mäht den Rasen. Das Wichtigste: Abends nimmt er mich in die Arme, wenn ich aus Mainz komme. (ebd., 199)

Ähnliche Ängste beschäftigen auch Links Schwester, die nach Aussage Links »Tag und Nacht von dem Gedanken an ihre Kinder gequält [wird], die sie zurücklassen muss« (ebd., 11). Besonders deutlich wird anhand dieser Textstellen aber die Simultaneität disparater Erwartungen an Menschen mit Care-Verpflichtungen, denen »[k]ein Mensch [...] gleichzeitig entsprechen [kann]« und deren »Widersprüchlichkeit [...] zu Überforderung, Erschöpfung und einer dauernden Angst vor dem Scheitern [führt]« (Schutzbach 2021, 15).

Auch Link reflektiert ihre eigene Überforderung – »nicht nur, weil jeder Tag plötzlich mehr Stunden haben müsste, als er tatsächlich hat. Sondern auch, weil ich rund um die Uhr in Angst und Bedrückung lebe. Und einen größeren Energiefresser als die Angst gibt es nicht« (Link 2014, 94). Dabei formuliert sie Ängste, ihren anderweitigen, ausnahmslos mit traditionell weiblichen Rollenbildern verbunden Care-Verpflichtungen nicht nachzukommen, sich »langsam in eine schlechte Freundin, in eine nervöse Mutter und in eine ganz und gar auf eigene Probleme konzentrierte Ehefrau« (ebd., 97) zu verwandeln:

Auf einmal geht es ums Überleben. In erster Linie natürlich für den Patienten selbst. Aber auch für die Angehörigen. [...] In meinem Fall heißt das: Ich muss für meine Schwester funktionieren. Ich muss für meine Tochter funktionieren [...] und schuldbewusst stelle ich schon nach kurzer Zeit fest, dass ich kaum noch ein Ohr für ihre Anliegen habe. Ebenso wenig wie für die meines Mannes [...]. Ich muss außerdem für meine Tiere funktionieren [...]. Ich muss in meinem Beruf funktionieren. [...] Bleiben noch die profanen Dinge des Daseins: Haushalt, Wäsche, Garten, Einkaufen. (ebd., 92 f.)

IV.

Die jüngst mit dem ersten *Christine-Literaturpreis* für ihr Buch *Frausein* (2020) ausgezeichnete Mely Kiyak thematisiert in *Herr Kiyak dachte, jetzt fängt der schöne Teil des Lebens an* (2013) aus explizit autobiographischer Perspektive die Krankheit und Klinikaufenthalte ihres Vaters, von der Krebs-Diagnose bis zur entscheidenden Operation. Bereits Yvonne Zivkovic interpretiert die Krankheit des Vaters, wie sie Kiyak schildert, als »analogy for the injustices faced by all migrant workers in Germany« und merkt an, dass »[t]he seemingly mundane topic and clear biographical references have lead both the publisher and critics to categorize the text as non-fiction [...], ignoring both the literary merit of its complex narrative layers, as well as the critical socio-political undertones of the text« (Zivkovic 2020, 182). Diese Rezeption ist im Kontext der eingangs angemerkten Abwertung weiblicher Krankheitsnarrative durch das Infragestellen ihrer Literarizität zu lesen.

Die Krankengeschichte des Vaters wird dabei von umfangreichen, am Krankenbett erzählten und kursiv gesetzten Erinnerungen unterbrochen, die in ihrer Gesamtheit eine Biographie von der »[e]rste[n] Erinnerung an« (Kiyak 2013, 8) bilden. Das Erzählen und Erzähltbekommen werden wie bei Bánk als Sorge- und Selbstsorge-Praktik der Sinnstiftung, Ablenkung und Erinnerung sowie angstlösendes Element reflektiert. Explizit macht Kiyak darauf aufmerksam, dass Krankheits- und Sterbenarrative der ersten Gastarbeiter:innengeneration bislang in der Literatur fehlen – auch aufgrund der Flüchtigkeit von deren Erzählpraktiken: »Als vor fünfzig Jahren türkische Gastarbeiter nach Deutschland kamen und Telefongespräche teuer waren, besprach man Kassetten und gab sie Reisenden in die Türkei mit. [...] Wo sind alle diese Kassetten geblieben?« (Kiyak 2013, 125 f.) So dient die Verschriftlichung der Erinnerungen ihres Vaters in diesem Kontext auch als Care-Praktik der Sinnstiftung, Ablenkung und Erinnerung, wobei das Geschichtenerzählen als

ablenkendes und angstlösendes Element gerade im Kontext negativer Indikation an Bedeutung gewinnt: »Was bleibt« sind für Kiyak »die Geschichten, die mir mein Vater erzählt hat, der sie von seinem Vater erzählt bekommen hat« – in Gestalt des Texts (ebd., 228).

Kiyak stellt bereits zu Beginn des Texts die kollektive Dimension ihrer Erfahrung als sorgende Angehörige heraus: »Ich bin co-krank. Ich habe co-Krebs. Mein Familienmitglied hat Krebs. Ich habe es auch« (ebd., 9). Bezeichnend dafür bzw. »[d]as Schlimmste an dem Zustand« sei, »arbeitsunfähig zu werden. Ich habe Schreibaufträge für die kommenden Wochen. Jeden Tag muss ich Zeitungen und Zeitschriften mit Texten bedienen, Vorträge vorbereiten, Reden halten, wie soll das gehen?« (ebd., 60) Dabei wird deutlich, dass sich nicht nur Kiyak für ihren Vater verantwortlich fühlt (vgl. ebd., 107), sondern auch, dass diese Verantwortung zwei Seiten hat: Angesichts ihrer Therapie und finanziellen Belastung entwickelt der Vater Schuldgefühle (vgl. ebd., 98, 136), sein Einverständnis zur Therapie erfolgt vor allem aufgrund der Erwartungen seiner Tochter: »Du hast keine Wahl [...]. Wenn du keine Kinder hättest, wärest du frei in deiner Entscheidung und könntest das Krankenhaus verlassen« (ebd., 40).

Als besonders belastend empfindet auch Kiyak die ständige Anspannung in Erwartung schlechter Nachrichten: »Am Abend lege ich das Mobiltelefon und das schnurlose Telefon ans Bett. Ich richte die Lautstärke der Klingeltöne so ein, dass sie auf der lautesten Stufe sind« (ebd., 61). In dieser Situation nimmt sie die Hilfe einer Psychotherapeutin in Anspruch, versucht allerdings, »die Prozedur ein wenig ab[zur]kürzen«, indem sie »schlaue Sätze« sagt, »Sätze, die ihr das Gefühl geben sollen, dass sie den für meine Besserung nötigen Weg abkürzen kann« (ebd., 134). Das Verhältnis von Sorge und Selbstsorge wird in allen drei Texten explizit thematisiert, wobei dezidierte Selbstsorgepraktiken stets im Verdacht eines Konflikts mit der Sorge um Angehörige stehen. Als eine Apothekerin Kiyak mit Verweis auf die eigene psychische Gesundheit empfiehlt, ein für den Vater gedachtes Lavendelöl selbst zu verwenden – »Sie können Ihrem Vater nur Gutes tun, wenn es auch Ihnen gut geht« – empfindet sie diesen

Vorschlag als »pietätlos« (ebd., 64). Wie bei Bánk spielt der Bestattungsort ihres Vaters eine wichtige Rolle: »dass er mir als letztes Geschenk erlauben würde, ihn in Deutschland beerdigen zu dürfen« (ebd., 135).

Unter den vielfältigen Sorgearbeiten, die Kiyak für ihren Vater übernimmt, finden sich im Verlauf der Narration verstärkt auch solche Aufgaben, die eigentlich das Klinikpersonal zu erledigen hätte, wie Reinigen, das Besorgen zusätzlicher Verpflegung und Wäschewaschen. Im Kontext einer umfassenderen Krankenhauskritik wird besonders die Verpflegungssituation bemängelt, etwa die mangelnde Anpassung an nicht-deutsche Essensgewohnheiten »in einem Land, in dem Menschen aus unterschiedlichen Ernährungskulturen kommen« (ebd., 159), und das Verhalten der Pflegekräfte gegenüber Patient:innen:

Es gibt lediglich drei Mahlzeiten am Tag. Wenn jemand Untersuchungen hat oder aus einer Teilbetäubung später als zur regulären Essenszeit aufwacht, gibt es nichts mehr zu essen. [...] In seltenen Momenten [...] kann es sein, dass eine andere Schwester die Situation mitbekommt, in die Küche geht und dem Patienten eine Scheibe Brot mit irgendetwas beschmiert, was vom Frühstück oder Abendbrot übrig blieb. Es sind Momente, die der Patient später mit Sätzen wie diesen beschreiben wird: Die war besonders nett. Als »besonders nett« gilt man in den Augen Sterbenskranker, [...] wenn man ihnen anschließend eine Scheibe Brot schenkt. (ebd., 47f.)

Diese Klinikkritik gewinnt auch abseits der Verpflegungsproblematik eine interkulturelle Perspektive, etwa beim Sprachgebrauch der Ärzt:innen. Explizit werden Voraussetzungen für die Erfüllung von Care-Verpflichtungen im klinischen Kontext reflektiert: Neben psychischer und physischer Belastbarkeit und Pragmatismus sowie notwendiger Sprachkenntnisse betont Kiyak die Möglichkeit eines Visums: »Regelmäßig rufen Verwandte an und bieten an, sich in ein Flugzeug zu setzen und nach Deutschland zu kommen. Aber nicht alle Verwandten haben einen Status, der es ihnen erlaubt, einfach ein Flugticket zu kaufen und zu kommen« (ebd., 108).

V.

Auffällig ist in allen drei Texten der hohe Anteil an Sorgearbeit, die zusätzlich zu bestehenden, als unzureichend wahrgenommenen Strukturen klinischer Pflege geleistet wird, außerdem die dadurch induzierte kritische Gegenüberstellung bezahlter und unbezahlter Pflege. Während Ärzt:innen auch positiv dargestellt werden, *Sterben im Sommer* sogar »den Onkologen im Klinikum Frankfurt Höchst« gewidmet ist (Bánk 2020, 240), werden professionelle Pflegende nahezu ausnahmslos kritisch dargestellt.

In diesem Kontext findet sich in allen drei Texten die bei Link explizit formulierte Frage: »Was machen eigentlich Menschen ohne Angehörige in derartigen Situationen?« (Link 2014, 247) Nicht nur, dass Sorge in den untersuchten Texten weit über Krankenpflege hinausgeht: Als besonders problematisch werden gerade die Unvereinbarkeit von Sorge- und Lohnarbeit, die Mehrfach- und Dauerbelastung dargestellt. Belastend ist hierbei vor allem auch die Abwägung von Sorge, Selbstsorge und Patient:innenautonomie. Bio- und autobiographisches Erzählen und Schreiben werden zum essenziellen Teil von Sorgearbeit am Lebensende.

Entscheidend durch diese Belastungen induziert, gewinnt Krankheit eine kollektive Dimension, etwa bei dem Gefühl des »Co-Krebses« bei Kiyak: »Ist es nicht mein Leben und mein Körper? / Ja, es ist dein Körper. Aber es ist unser gemeinsames Leben« (Kiyak 2013, 225). Die Kollektiverfahrung eröffnet auch eine politische Dimension; so konstatiert Link bezüglich ihrer Klinikkritik, sie fühle sich »als Betroffene[] [...] verpflichtet [...], immer wieder darauf hinzuweisen, so lange, bis sich etwas Entscheidendes ändert« (Link 2014, 7, Hervorhebung D. L.-V.). Diese Mitbetroffenheit ermöglicht es gleichzeitig erst, in der Rahmung eines dezidiert autobiografischen Texts die Krankheits- und Lebensgeschichten anderer zu erzählen.

LITERATUR

- Aulenbacher, Brigitte und Maria Dammayr. 2014. »Einleitung«. In *Für sich und andere sorgen. Krise und Zukunft von Care in der modernen Gesellschaft*, hrsg. von dies, 9–15. Weinheim/Basel: Beltz.
- Bánk, Zsuzsa. 2017. *Schlafen werden wir später*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bánk, Zsuzsa. 2020. *Sterben im Sommer*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Couser, Thomas G. 1991. »Autopathography: Women, Illness, and Lifewriting«. *a/b: Auto/Biography Studies* 6: 65–75.
- Elsaghe, Yahya A. 2010. »›Krankheit unserer Marschen‹. Zur Verdrängung der Krebsangst in Theodor Storms Novelle ›Ein Bekenntnis‹«. *ZfGerm N. F.* 20: 508–21.
- Hartlaub, Geno. 1975. »Krebs – ein obszönes Wort? Die Klageleitanei der Hildegard Knef«. 6. Juli 1975. *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*: 20.
- Illouz, Eva. (2008) 2015. *Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Kiyak, Mely. 2013. *Herr Kiyak dachte, jetzt fängt der schöne Teil des Lebens an*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Langer, Susanne. 2017. »Bibliotherapie in der psychotherapeutischen und seelsorglichen Begleitung Schwerstkranker und Sterbender«. In *Krankheit, Sterben und Tod im Leben und Schreiben europäischer Schriftsteller*. Bd. 1, hrsg. von Roland Berbig, Richard Faber und Hans Christof Müller-Busch, 275–92. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- León-Villagrà, Diego. 2021. »›Ich wollte ein paar heilige Kühe schlachten.« Zu Hildegard Knefs Krebsbericht *Das Urteil oder Der Gegenmensch* (1975) und seiner Rezeption«. *Anafora* 8: 403–24.
- Link, Charlotte. 2014. *Sechs Jahre. Der Abschied von meiner Schwester*. München: Blanvalet.
- Moser, Michaela. 2012. »Care«. *ABC des guten Lebens*. 13. Januar 2012. Letzter Zugriff am 22.5.2022. <https://abcdesgutenlebens.wordpress.com/category/care>

- o.V. 1833. »Sorge«. In *Oekonomische Encyclopädie oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung*. Bd. 156, hrsg. von Johann Georg Krünitz u. a., 44 f. Berlin: Pauli 1773–1858.
- Rössler, Beate. 2001. *Der Wert des Privaten*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Schnerring, Almut und Sascha Verlan. 2020. *Equal Care. Über Fürsorge und Gesellschaft*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Schutzbach, Franziska. 2021. *Die Erschöpfung der Frauen. Wider die weibliche Verfügbarkeit*. München: Droemer Knaur.
- Westphal, Dorothea. 2020. »Die universelle Wucht des Schmerzes«. *Deutschlandfunk Kultur*. 14. Oktober 2020. Letzter Zugriff am 9.2.2022. www.deutschlandfunkkultur.de/zsuzsa-bank-sterben-im-sommer-die-universelle-wucht-des-100.html
- Zivkovic, Yvonne. 2020. »Laughing in the Face of Adversity: Comedy and Tragedy as Affective Strategies in the Works of Mely Kiyak«. *Oxford German Studies* 49: 174–90.

REINSCHRIFT PER PROCURA

Zur Care-Seite des Schreibens

Christian Wimplinger

Abstract

Dieser Beitrag geht der Frage nach, wie das Herstellen der ›Reinschrift‹, das in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast ausschließlich Sekretärinnen erledigen, die Spuren ihrer Zuarbeit an der Maschine ebenso verschwinden lassen wie die im Büro alltäglich verrichtete Care-Arbeit. Die Geschehnisse in Amt und Büro unterliegen schließlich der Verschwiegenheitspflicht. Welche Strategien haben Sekretärinnen dennoch entwickelt, um die Care-Seite des Schreibens sichtbar zu machen?

Reinschrift per procura

Der römische Rhetor Marcus Fabius Quintilianus erteilt eine Reihe diätetischer Ratschläge für das Schreiben. Vor allem »gute Gesundheit und ein schlicht gedeckter Tisch« sowie die »Abgeschlossenheit« des Ortes und Ausgeruht-Sein bilden die Voraussetzungen für diese »Zeiten härtester Arbeit« mit dem Griffel (Quintilianus 1988, 507). Wem dieser Tisch zu decken aufgetragen war, wer also für die Care-Seite der Literatur Sorge